

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

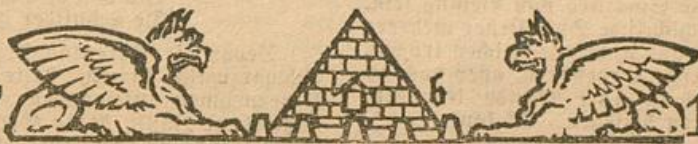
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

10.9.1922 (No. 37)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 37



10. Sept. 1922

Gustav Baumann / Alt-Billinger Spottlieder.

Ein Beitrag zur Volkslied-Forschung.

Das Unterfangen, dem Nebenmenschen durch beißende Satire gelegentlich eines auszuwichen und so die Lacher auf seine Seite zu ziehen, ist alte menschliche Gewohnheit. In der Literatur lassen sich ohne große Mühe die reizendsten Blüten zusammentragen, die sich hauptsächlich in den alten Spottliedern aller Nationen finden.

Die Lust, zu foppen und spotten, ist aber nicht überall in gleichem Maße vorhanden. Auch unter den deutschen Volkstämmen lassen sich große Unterschiede bemerken. Dies gilt ebenso für unsere engere Heimat. Während Franken und Kelten diesem „Sport“ weniger huldigen, leisten auf unserem Gebiete Alemannen und Schwaben offenbar um so Beträchtlicheres.

Die alte Narro-Stadt Billingen, die, völkisch genommen, in einem bemerkenswerten Grenzgebiete liegt, darf, was die Kunst des Spottens anbelangt, ihrer berühmteren Schwester im Süden, der alten Reichsstadt Nürnberg getrost die Hand reichen. Wer sich dessen vergewissern will, der nehme sich die reichlich bezahlte Mühe und höre einem Alt-Billinger „Sträbler“ zu, wie er seinen Mitbürger auf späßige Art in die Enge treibt. Heißt es doch in der alten Zähringerstadt selbst:

Wer dur's Niettor got und spürt kon Wind,
Wer im Krawazi*) siacht ko Kind,
Und wer in Schöfli-Gäßli kriegt kon Spott:
Der hät ä b'sundri Gnad vor Gott.

Wie überall, bildet auch in Billingen das schönere Geschlecht — und es hat wirklich „netti“ Vertreterinnen da — öfters Ursache, sowohl die lyrische als auch die satirische Feier zu stimmen. Wenn sich aber so ein Maidli ganz besonders auf ihre Schönheit etwas einbildet, darf sie sich nicht wundern, wenn in einer hellen Mondnacht vor ihrem Fensterlein der Chorus folgendes innig schöne Spottlied anstimmt:

Es ist e Maidle hiar,
Sie hät en Guldi viar,
Sie hät e spizig Müli (eine spize Zunge),
Paar Niglt wie e Süli,
En Kopf als wie en Stiar:
So ist e Maidle hiar.

Man könnte nicht behaupten, daß dieser Vers besonders galant wäre, ebensowenig wie der folgende, heute vergessene, den die Buben, eine Kette bildend und auf diese Weise die Kirchentür versperrend, der jungen Braut so lange vorsangen, bis der Bräutigam in die Taschen griff und die Braut „auslöste“:

Es goht e Brunt i d' Kille,
Jecht mont sie, was sie wär',
Sie hät en Rock vu Zwillke (Zwisch),
Vu Kuedreck ist er schwer.

Man erkennt hier noch zwischen den Zeilen die agrarstaatlichen Grundlagen der mittelalterlichen Polis „Filinga“.

*) Krawazi, d. i. Kroatenviertel der vorderösterreichischen Festungsbesatzung.

Wer aber in der Wahl des Bräutigams weniger glücklich war und das wenig beneidenswerte Dasein einer alten Jungfer fristen mußte, brauchte außer dem Schaden auch für den Spott nicht zu sorgen. Es ist mir von diesen Altjungfernliedern leider nur eines — bezeichnenderweise das derbste — im Gedächtnis geblieben; es laut etwa wie folgt:

Hinters Großmotters Bachöffli
Gixet und gazet e Hoa (Huhn).
Wa het denn nu au des Porzerli (Zwerglein),
's will ihm's kon Guller meh' doa.

„Wer sich nicht selbst zum besten halten kann,“ sagt schon Goethe, „ist keiner von den Besten.“ Das muß man aber den Billingern lassen, sie kargen nicht mit dem Selbstspott. Besonders ihre schwäbisch-alemannische Vorliebe für Mehlgerichte, die in oft respektablen Mengen vertilgt werden, geben Anlaß zu spotten. So heißt ein alter Spruch:

Ueseri Mottter hät Knöpfli bache
Vu anderthalb Sesterli Mehl;
Jecht sind di Knöpfli gesse, so gesse,
Jecht ist's minere Mottter nit reacht.

Echt schwäbisch ist die Tendenz, alle Gegenstände des Besitzes über den Schellenkönig zu loben und in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen. Diese Ausschneiderei geißelt folgendes Lied, von dem mir allerdings nur die beiden ersten Strophen im Gedächtnis blieben:

Min Vatter hät e Kartenspiel,
's sind nint as later Trümpfob

Wie bescheiden klingt dagegen das Lied der armen Hinterlassen-Braut:

E Schüssli und e Häfili
Jst all mi Kuchigschier,
Und wenn i halt mi Kuch betracht,
Wa di für e dappig Mul na macht,
No moni, no moni, i wär bi dir.

Weniger tugendsam scheint die sich selbst verspottende Magit veranlagt zu sein, wenn es in dem vielgesungenen Liede, wohl schwäbischen Ursprungs, heißt:

Ei, Maidli, wa willst denn jecht fangen a,
Häschst jo e Kind und kon Mal!
Was i will fangen a,
I sing halt, wan i ka:
Heidel bubeidel juhei bubei,
Giet mer kon Mensch nint dezue.

Aber selbst glücklich unter die Haube gekommen, muß das bessere Geschlecht noch herhalten, dem Selbstspott der Männer in der „Eft-Meh“ Material zu liefern: „Mi Wib, mi W'b, was hat die alles für Tugenden und Laster.“ Dem einen schaut ihr Körperbau dem Vergleich mit der klassischen Venus kaum standzuhalten. Denn er singt übermütig:

Heibideldum, mi Wib ist krumm,
Sie hät en krumme Zeah,
Sie hoppet i de Stube 'rum
Und langet no de Flöhe.

Dem anderen kloppst „Sie“ zu sehr auf die Finger, „Er“ verbraucht ihr zuviel „Hidiligelb“, und deshalb predigt sie ihm mehr Sparsamkeit. Denn er meint:

Mi Wib, des will mir wehre
Des Bier und an de Wi,
Sie fait, i tät verzehre
Ihr Guot und an des mi,
Sie fait mir viel vum Wasser,
Es sei en guote Trank;
Sie fait, i wär en Prasser
Un wär vom Saufe krank.

Konn Wi will sie mir gunna,
Wora mir garnint leit:
De Wiber e g'hört de Brunne,
De Mä de Bier frent.

Für die Volksliedforschung dürfte auch das folgende, leider nur in einem Gesäß überkommene Spottlied von Belang sein. Wenn oben gesagt wurde, daß geschichtliche Spottlieder mehrere Jahrhunderte weiterleben können und nicht alle Zeichen trügen, so dürfen wir diesem, heute vielleicht vergessenen, aber noch zu meiner Jugendzeit als Kindlied in aller Munde lebenden, ein Alter von über tausend Jahren beilegen. Es lautet:

Karlma hat d' Hoje leb a,
Hät d' Stifli uff de Site,
Hät 's Noß verkauft,
Hät 's Geld verkauft,
Jes kaner nimmi rite.

Diesen Spottvers hängten wir Buben allen Kameraden an, die Karl hießen, nicht ahnend, daß wir hier mit einem uralten Bopse Unfug trieben. Die Spur dieses Spottgedichtes führt zunächst nach Alt-Frankreich: dem Liede von Dagobert und seines Ministerialen Eligius, dessen erste der einundzwanzig Strophen folgendermaßen lautet:

Le bon roy Dagobert
Avait sa culotte à l'envers;
Le grand saint Eloy
Lui dit: O mon roy
Votre Majesté
Est mal culottén.
C'est vrai, dit le roi
Je vais la remettre à l'endroit.

Durch die Uebersetzung in das Alemannische hatte das Lied an Urwürdigkeit, Ironie und rhythmischem Fluß entschieden gewonnen. Dem Vorbild entsprechend galt unser Vers gleichfalls irgendeiner historischen Persönlichkeit. Zweifelhaft bleibt nur, wer damit gemeint sein könnte. Karolus Magnus hat bestimmt auszuschneiden, da der Sinn des Textes auf ihn nicht zutreffen kann. Wahrscheinlicher käme einer der Karlmannen in Frage, gegen den sich die Alemannen auflehnten, ihm eine Schlacht lieferten und — unterlagen. Karlmann nützte seinen Sieg unmenschlich aus und hauste übel unter den Besiegten. Er wurde aber später abgesetzt und in das Kloster geschickt. Als monumentum in der Tat aere perennius setzten ihm

die Alemannen mit diesem Spottvers ein Denkmal, das wert ist, der Vergangenheit entrissen zu werden.

Schon die Tatsache, daß dieses Lied, dessen Sinn im Laufe der Zeit vergessen, sich im Kindermund von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte (ähnlich wie beispielsweise die Blaubartssage, welche die Billinger Gassenjugend auf folgende originelle Art abwandelt: „Wänn loht mer 's blutig Mäli laufe?“), spricht für ein hohes Alter dieses Spottgedichtes. Sollte diese auf Karlmann zurückgehende Annahme ernsteren und gründlicheren Untersuchungen standhalten, so hätten wir es hier mit einem der ältesten geschichtlichen Spottgedichte der deutschen Literatur überhaupt zu tun.

Daß die verschiedenen Vertreter der Berufe mit dem ehemals „goldenen Boden“ gleichfalls böse mitgenommen wurden, wie etwa die Bäcker (Taigassen), die Maurer und Gipser (Sebscht-acht-Tag) und insbesondere die vielgelächterten Schneider (Goaschepläßer) versteht sich von selbst. Den Sinn des letzten Vergleichs umschreibt äuerst geschickt das folgende, melodisch reizvolle Spottlied:

De Schniider hät a Goasch,
Dia hät a Pflumm, isch hoasch,
Sie gäckeret und mäckeret
Bis daß de Schniider — jo i woasch:
De Schniider hät a Goasch.

Bevor die Uhrenindustrie, die „Fallenbengel“, auf den Schwarzwald kamen, hatte Billinger einige kleine textile Unternehmen aufzuweisen. Die Weber bildeten damals eine angesehenere Kunst, deren Genossen gerne „einen“ tranken, was ihnen folgenden Spottvers eintrug:

Weberli, Weberli, zwid, zwid zwid,
Mach mer 's Tuch drei Elle(n) dick,
Laß mer 's Schiffli laufe,
Daß mer 's la verfaufe.

Weniger schmeichelhaft kamen die Billinger Kundenmüller davon. Hier ist zu bemerken, daß früher in der Stadt die Gewohnheit herrschte, in Erinnerung an die Verkündigung des Heils an die Hirten während der „heiligen Nacht“ durch den Kuhhirten den „Kuhreigen“ blasen zu lassen. Der „Hearter“ entledigte sich dieser Aufgabe mittels seines aus Baumrinde hergestellten und eigenartig geformten „Kuhhornes“ gerne und gründlich. Seiner rhythmisch eigenartigen und melodischen Weise legte der Volkswitz nachstehenden Spottvers unter:

Jo, jo dös glaub i:
D' Müller sind staubi,
D' Müller sind richi Lüt,
Steahlet 's Geld ander Lüt.

Auf dem bald tausendjährigen Billinger Markt hat schon manches Bäuerlein seine wacklige Finanzwirtschaft ins Gleichgewicht gebracht durch den Verkauf eines feisten Ochsen oder einer heute nicht mit Unrecht so beliebten „Sau“. Wer will es ihm denn verargen, wenn er sich des daß freut. Heißt es doch vor Markttagen:

Am Züstig do isch Märt,
Do schlekat d' Bura d' Bärt,
Si schmählet, trinket guete Wi
Un wenn d' bartu weng luschlig si.

Am Züstig do isch Märt,
Do schlekat d' Bura d' Bärt,
Ste dont de Zieh-am-riahme räs
Und nemmet grofi Dahler dräs.

Weinbrenners Nachlaß. Ein Brief.

Mitgeteilt von Arthur Valdenaire.

Der beifolgende, von dem Ministerialrat Walz an den mit dem großen Baukünstler befreundeten Staatsrat Ludwig Klüber gerichtete Brief¹⁾ gibt uns nähere Kenntnis von Weinbrenners Nachlaß, der hauptsächlich aus literarischen Arbeiten, sowie aus einer wertvollen Kunstsammlung und Bücherei bestand. Ministerialrat Walz war seit 1819 mit Julie Weinbrenner, der jüngeren der beiden Töchter des Künstlers, vermählt und wohnte mit dem Hauptmann Holz, dem Gatten der älteren Schwester Friederike, in Weinbrenners Haus am Ettlinger Tor. Nach dessen Tod lösten die Erben die Bildersammlung und die Bücherei bis auf wenige Stücke auf und verkauften den großen, hinter dem Hause gelegenen, bis zum Gotischen Turm sich ausdehnenden Garten, der 1833 mit Wohnhäusern an der sog. Lindenstraße (heute Kriegstraße 116—128) bebaut wurde, 1869 ging das Haus, in dem Anselm Feuerbach 1854 vorübergehend sein Atelier eingerichtet hatte, in Besitz des Gärtners Albert Menning über und wurde 1873 niedergelegt, um dem Neubau des Hotels Germania Platz zu machen. In

¹⁾ Von Frau Generalmajor v. Klüber mir in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

wessen Hände sonst die einzelnen Werke der von dem Künstler mit vorzüglichem Geschmac zusammengestellten Sammlung, welche Zeichnungen und Bilder von Leonardo da Vinci, Corregio, Bellini und van Dyck aufwies, kamen, wissen wir nicht. Wir erfahren nur, daß 1826 auf einer Auktion in Mainz ein bedeutendes Gemälde versteigert wurde. Der literarische Nachlaß Weinbrenners — Zeichnungen, Handschriften und Gedendblätter — blieb dagegen größtenteils im Besitz seiner Nachkommen. Leider ging ein großer Teil dieser wertvollen Dokumente, darunter das Manuskript der von dem „Sittoriographen“ Aloys Schreiber herausgegebenen und von dem Dichter Voh seines wertvollen Inhalts wegen sehr geschätzten „Denkwürdigkeiten Weinbrenners“ verloren —, er ward am 13. Mai 1849 ein Opfer der die Wohnung Holzens verwüstenden Revolutionäre.

Der Brief lautet:

Hochwohlgeboren
Hochzuverehrender Herr Staatsrath!

Heberzeugt von den freundschaftlichen Gestimmungen, deren sich mein seliger Schwiegervater von Seite Euer Hochwohl-

17. April 1826.

geboren im Leben zu erfreuen hatte, welche derselbe so hoch schätzte, und in dankbarer Anerkennung der uns in dero Schreiben vom 5. v. M.?) so wohlwollend ertheilten Versicherung der uns so unendlich werthen Fortsetzung Ihrer Gewogenheit gegen uns, bin ich so frei, nun in dem Augenblicke, wo wir in der Ordnung der Verlassenschaft des Vollenbeten begriffen sind, mir in unserer aller Namen Euer Hochwohlgeboren gefälligen Rath über einige der wichtigen dahin einschlagenden Gegenstände zu erbitten.

Die Verlassenschaft des Seligen besteht, da derselbe keine Capitalien hinterließ, im Wesentlichen in dem ansehnlichen Hause, in seinem in der That kostbaren litterarischen und Kunst-Nachlaß und in seiner Gemälde-Sammlung.

Das Haus ist, da wir den unteren Theil ganz zu vermietthen suchen müssen, für uns nicht bequem für Wohnung und der unverhältnißmäßig große Garten für uns, da wir als Staatsdiener mit Defonomie uns nicht beschäftigen können, eine wahre Last; wir sind daher darüber einig, das Haus mit Garten bei schicklicher Gelegenheit zu veräußern.

Den litterarischen und Kunst-Nachlaß, welcher theils in kostbaren Büchern, theils in Zeichnungen, Plänen und damit verwandten Gegenständen besteht, werden wir nächstens in einem Kataloge zusammenstellen und diesen sodann drucken und der Welt übergeben lassen; es fragt sich aber, wer diese Sachen übernehmen werde und wie weit wir die Bekanntmachung erstrecken sollen, da wir keine bestimmte Zusicherungen haben, daß unser Staat Alles, was dahingehört, übernehmen werde und es doch unserm Interesse scheint, Alles miteinander womöglich einem Käufer zu überlassen. Eine ebenso große Sorge verursacht uns die hinterlassene Gemälde-Sammlung. Nach dem Urtheile der Kenner besteht solche in einem Gemische von Besserm und Beringem. Karlsruhe ist wohl der Ort nicht, wo diese Dinge anzubringen sein dürften. Eine Versendung zur Einsicht in das Ausland ist kostspielig und ihr Resultat sehr problematisch, weßwegen uns eine mit höchster Erlaubniß zu veranstaltende Lotterie das einzige und sicherste Mittel zu seyn scheint, des Ganzen mit möglichstem Vortheile los zu werden. Der Weg wäre vorderst eine außergerichtliche oder Privat-Schätzung durch einen hiesigen Kenner, sodann, wenn wir solche haben, Erwirkung der hier gesetzlich erforderlichen Staats-Erlaubniß, Uebereinkunft mit einem soliden Handelshause dahier, der Garantie und Beforgung der Gelder-Einzüge etc. wegen, oder hielten Euer Hochwohlgeboren es vielleicht für zweckmäßiger, den Katalog etwa nach Frankfurt, München etc. zu senden?

Noch nehme ich mir die Freiheit, einen Beitrag zur Charakteristik des vor einiger Zeit mit großem Rechte pensionierten sogenannten Historiographen, Hofraths Schreiber hier beizufügen, welchen mein sel. Schwiegervater in seiner großen, oft zu großen Güte, zum Negerniß seiner übrigen Freunde und dem unfrigen, als Freund behandelt hat und mit Wohlthaten überhäufte.

Euer Hochwohlgeboren ist vielleicht bekannt, daß der Selige eine im Concepte bis zum Jahre 1797 reichende Autobiographie aufgesetzt hatte, welche freilich Manches enthält, was verschie-

denen Ursachen wegen zum Drucke nicht taugt, übrigens 248 Fol. stark ist. Der nun auch hinübergegangene Hof?) verwarf das Meiste davon, und es entstand eine kürzere, gediegene, obwohl auch diese nicht vollendet ward. Schreiber, welcher gern jede Gelegenheit ergreift, oft auf schamlose Art, das Publikum in Contribution zu setzen, ersuchte uns wenige Tage nach dem Tode meines Schwiegervaters, ihm jene beide Biographien auf einige Stunden zu leihen, damit er dem Seligen, seinem Freunde und Wohlthäter, ein kleines Denkmal in dem Kunstblatte des Morgenblatts setzen könne. Obwohl überzeugt, daß Schreiber gut schreibt, wenn es keine große Arbeit gibt, lehnten wir doch das Ansuchen aus dem Grunde ab, weil Schreiber ein unmoralischer, insolventer, unzuverlässiger Mann ist, welcher nie etwas Ansehnliches geleistet hat und vor Gericht und außergerichtlich zahllos blamiert ist. Doch erklärten wir später uns bereit, ihm das vorliegende Manuscript vertragsmäßig zu überlassen, worauf er Bedingungen machte, die wir eingingen, allein später verwerfen mußten, weil er neue wortbrüchig nachschob, nachdem Alles zur Reinschrift des Vertrags, zu dem wir nur auf Zureden Anderer bereit waren, fertig gegeben hatte. Wir wollten, um nicht mit Schreiber in Fehde zu gerathen, in welcher selbst der Sieg nicht ehrt, nichts einrücken lassen und nun ist das Werkchen desselben, wohlgeschrieben was den Stil betrifft, aber fehlerhaft und dürftig in mancher Hinsicht, erschienen, was, nach der Eile, mit welcher es geschrieben, ganz natürlich ist. Schreiber war so boshaft, in der kleinen Beschreibung Anspielungen auf Mangel an Beurteilungskraft hinsichtlich der Gemälde dem Seligen vorzuwerfen, was zwar nicht so ganz unrichtig ist, wohl aber nur in der Absicht dort seine Stelle fand, um dem Absatze der hinterlassenen Sammlung zu schaden.

Für jetzt würde sich fragen, ob wir die beide Entwürfe der Autobiographie, welche wir besitzen, nicht einem Buchhändler, etwa Hr. v. Cotta¹⁾ anbieten sollten, mit welchem wir ohnehin bald, wenn wir einmal die vielen Papiere durchgesehen haben, uns auf die vorliegende Verträge hin, auseinandersetzen müssen.

Von dem höchsten Werthe würde es für uns seyn, Euer Hochwohlgeboren einflussvollen Rath in dieser für uns wichtigen Familien-Angelegenheit zu erhalten, wenn es Sie nicht allzu sehr beschwert, denn da man gerade in diekem sich oft selbst am wenigsten zu ratthen weiß und die Beurtheilung obiger Fragen von manchen Verhältnissen abhängt, welche wir weit weniger zu übersehen verstehen, als Euer Hochwohlgeboren damit vertraut sind, wo könnten wir bessere Anleitung zu erhalten hoffen, als bei Ihnen? Allein recht sehr bitte ich Sie um gütige Vergabung, wenn diese Belästigung, Hochachtungsvoller Herr Staatsrath, dem ich mich, unter Beifügung der herzlichsten Empfehlungen der Meinigen, die Ehre habe, hochachtungsvoll zu verharren.

Ihr
gehorfamster
Walz.

1) Der Dichter der „Luise“ und Uebersetzer des Homer.
2) Bei Cotta war 1810 bis 1825 das Architektonische Lehrbuch Weinbrenners verlegt worden.

2) Weileidsbrief auf Weinbrenners Tod am 1. März 1826.

Paul Körber / Heimkehr.

(Schluß.)

Ueber dieses hin brach der Krieg aus, der große unheilvolle Weltkrieg. Der brachte dem Jofler Hermann allerdings ganz plötzlich die Freiheit wieder. Aber nicht für daheim, sondern fürs Feld. Der Jofler Hermann wurde mit dem Tage der Freilassung wegen „guter Führung“ schon auch eingezogen.

Solange er sah, hatte die Veronika kein Herz gehabt, ihn zu besuchen. Zumal er auch in gar nichts ihr entgegen kam. Nun da er draußen war, hätte sie schon gerne wenigstens ein Lebenszeichen von ihm gehabt, allein nun war keines zu erhalten. Jetzt fühlte sie's erst, was für ein Unterschied es war. Solange er sah, konnte ihm nichts gechehen, und da konnte man schon gleichmütig sein, zumal er die Strafe doch verdient hatte, zumal er sie auch um sein Weib verdient hatte und um sein Kind, obgleich von dieser Ruhe nichts im Urtheil stand. Nun aber stand er offenbar in Unbilden aller Art, ja in Todesgefahr. Da regte sich doch wieder das Gattenherz der Veronika, so sehr es unter Wunden blutete, und ein Liebesflämmlein aus frühesten sonnigen Ehejahren züngelte als wieder einmal. Dann kamen wieder die Tränen und brachten es zum Verlöschen. Dem wundgeschlagenen Weib narbten dann die Wunden mit der Zeit.

Es hatte aber auch einen guten Heilsbalsam, und der hieß Arbeit. Arbeit von früh bis spät. Arbeit für zwei und drei, wie es damals überhaupt das Los der daheim und allein geliebten Frauen war. Sie hatte aber auch einen guten Herztritt, und das war ihr Kind, der kleine Hermännle. Abgesehen von seinem Armgebrosten gedieh es gar gut und ward ein rech-

ter Pfaußbäck. So schaffte sie schon allein um des Kindes Willen gern und schaffte sich und ihr Sach voran.

Und doch gibt es bei allem guten Willen und bei allem Können Arbeiten, die bei einem Weib nicht abplatzen gehen. Sie sind halt Mannesfach. Hier bot sich der wieder genesene Sägerfrücht zum Einsprung an, hatte er doch von jener Einnad an sellmal ein tiefes Erbarmen für die Veronika gefaßt. Der Unfall aber hatte ihn am Soldatwerden vorbei geführt. So fühlte er sich doppelt schuldig zum Abtrag.

Die Veronika hatte sich im ersten Jahre um diese Hilfe gewehrt. Sie dachte mit Schrecken an jenen Vorwurf sellmal. Aber als dann Jahre zu Jahre kamen und ihr Sach dennoch bei allem Fleiß verlottert war, nahm sie seine Mithilf an. Auch war sie eineweg nicht mehr so stark wie ehemals.

Wenn sie jetzt so rechnete im Werken, da vermeinte sie doch als einmal, daß des Hermanns, ihres Mannes Rechnung, wohl auch zu verstehen war, wenn freilich sie seine Rechnung nicht rechtfertigen konnte. Dazu war ja sie die Betroffene. Aber sie verurtheilte ihn nicht mehr so unbedingt. Auch trug sie ihm keinen Groll im Herzen. Und er hält jetzt schon einmal in Urlaub kommen können, u. die Thür war ihm nicht zugeklagen gewesen.

Aber wenn auch alle kamen, der Jofler Hermann kam nicht. Sie verfolgte auch die Verlustlisten seit einiger Zeit, was ihr im ersten Jahr gar nicht in den Sinn gekommen war. Verwundet — gefangen — gefallen. Seinen Namen fand sie nicht. Sollte er denn verschollen sein?

Er blieb auch verschollen als alle heimkehrten, denen eine Heimkehr überhaupt möglich war. Da brach sie als doch einmal zusammen und mußte dem Sägersridli jetzt grad Dank wissen, daß er ihr seinen Knecht schickte, oder die Magd, oder gar auch seine Schwester. Dem Sägersridli war nichts zuviel.

Wenn die Veronika diese Liebesweise sah, gab es ihr zweifache Perzütche. Und merkwürdig. Als der Herrmann, ihr Mann, noch ganz sicher im Leben stand, war er ihrem Herzen erstorben gewesen. Jetzt, wo er eher tot als lebend sein mußte, gewann er in ihrem getränkten und zermarterten Herzen wieder Leben und zermarterte es noch mehr.

Sie schrieb eins ums andere mal an das Kriegsministerium. „Verschollen,“ lautete immer wieder die Antwort. Sie setzte sich mit dem roten Kreuz in Verbindung, ob er nicht in einem Gefangenenlager ausfindig zu machen sei. Der Zofler Herrmann blieb verschollen. Der Zofler Herrmann kehrte nicht heim.

Da meldete sich ein Kamerad, der um einen Herrmann Zofler wissen wollte. Er sei gleich in den Hindenburgkämpfen gefallen. In dem drunter und drüber aber hätte man ihn nicht mehr bergen können. Ein anderer wollte es gar noch beschwören. Das Kriegsministerium schickte bald darauf eine Urkunde, ein Totenblatt.

Nun hatte sie endlich eine Nachricht von ihm, dazu schwarz auf weiß, dazu eine amtliche. Da mußte er freilich für ewig ihr genommen sein.

Es war jedermann dieser Meinung und pries dieses Geschehen gar. Was hätte auch die Veronika, dieses arme, brave, in Wirklichkeit geschlagene Weib von seiner Heimkehr erwarten können? Daß er sich gebessert hätte? Der Krieg als Erzieher, diese Weisheit kriegsbegeisterter Tage war längst als eine Scheinweisheit erwiesen. Die Veronika litt unter all dem sehr und zermarterte sich sichtbarlich.

Das tat dem Sägersridli doch arg leid, dem inzwischen in seiner aufrichtigen Anteilnahme aus dem stillen Mitleid eine stille Liebe zu dem also heimgekehrten Weibe erwachsen war. Verschollen — verschollen — gefallen, wenn auch nicht begraben. Die Veronika hatte es schwarz auf weiß, was konnte sie da noch zweifeln?

Und sie widerstand der Werbung des Sägersridlis nicht. Und es kam bald danach wieder Leben in sie. Das Weib hatte doch jetzt wieder einen Mittelpunkt, an den es sich anlehnen konnte. Und darum blühte ihr Sächle so freundlich in der Sonne und lugte so frisch vom Berge herab, hinab ins Tal. Lugte auf einen jeden, der des Weges zog, grad wie ein Himmelstaternelein, daß man es sehen muß.

Auch der da traumverunken auf dem Wegstein lag, hatte es ja gesehen, und gerade dieser Anblick hatte ihn zum Träumen gebracht.

Des Weges daher kam jetzt ein Fuhrwerk, ein Bernerwägeli. Der es lenkte, gewahrte den Schläfer sofort und er rief: „Aufstehen, he da! aufstehen! wenn so müd. Bei uns heroben ist's kalt, leicht daß eines erfriert. Aufstehen!“

Da schredte der Eingeklafene auf. Ja wahrhaftig, er war eingeklafene gewesen und sah sich nun diesem Anrufer gegenüber.

„Aufsteh! aufsteh! hallo!“ Klang es ermunternd. So freundlich, nachdrücklich und dabei lebensfroh gesprochenes Wort verfehlte seine Wirkung nicht. Der Wegelagerer erhob sich, wenn auch mühsam. Dann aber hatte er schon die Hand am Leitergestell, den Fuß auf dem Bremskloß, eine hilfreiche Hand von oben, ein Schwung —

Aber der Schwung, der Schwung. Was ist's? Er tat ihn nicht. Vielmehr wie angekniet stand er auf dem Klotz und stierte dem da auf dem Kutschbock ins ebenfalls versteinerte Gesicht, zwei Hände ließen sich los, der im Aufstieg Begriffene sprang ab und — rannte davon — des Weges entgegengesetzt, wie ein Verfolgter.

Da setzte sich auch das Gefährt wieder in Gang. Aber es nahm allmählich scharfe Gangart an. Der Kutschierer hatte ebenfalls Leben bekommen und übertrug es auf sein Ross. Es war kein anderer, als der Sägersridli, der Veronika Mann. Er hatte den Heimkehrenden erkannt, den Zofler Herrmann, auch der Veronika Mann.

Der Zofler Herrmann wußte ebenfalls, daß er erkannt sei, denn er hatte den lodern den Blick gesehen, den geradezu schreckhaft aufgelösten. Wie ein veräuschtes Wild, das zugleich angekniet ist, schleppte er sich nunmehr seines Weges, von da er gekommen war, ein Stück zurück. Daß er auch gerade dem in die Fänge laufen mußte? Daß dieser der erste Heimatgruß, das erste Erkennen geworden? Das bedünkte ihm ein schlechtes Zeichen, und am liebsten wäre er wieder ganz umgekehrt.

Aber da war die Sehnsucht, das Verlangen nach da oben. Zudem, wenn er ihm auch Feind gewesen, könnte die Feindschaft jetzt nicht eingeschlafen sein, wie sein Verbrechen an ihm geküht war? Hundertfach geküht in langer Kriegsfahrt, in bitterböser Gefangenschaft? Und so hatte er geküht um sein Weib,

hatte es sich gleichsam neu erworben. Und so wollte er's nun auch besitzen.

Kein Zurück, sondern ein den Berg hinauf, am liebsten im Sturmlauf. Hinein in das Stübli, das ja ihm gehörte, das vielleicht für ihn gar geheizt war. In die Arme, die sich ihm aufstauten, damit sie nun endlich sein Weib, wie er ihr Mann sei — einander neu geschonkt, jetzt für immer geschonkt. Und dazwischen stand das Weib, wo jetzt gewiß schon groß war und darum er ebenfalls geküht hatte, ebenfalls.

Eine heiße, lodernheißer Blut- und Liebeswelle war in ihm wach geworden und trieb ihn jetzt ohne ein weiteres Wenn und Aber das Berge hinan — endlich der einzigen und wirklichen Heimat entgegen.

Dem Dobelsridli erging es nicht viel anders. Auch er wußte sich erkannt, was wäre der Aufsteigende sonst abgesprungen und davongerannt? Zu allererst war ihm der Zusammenstoß von damals aufgeflammt. Dann die offene Feindschaft, die jener ihm als Brandmal wie ein Klauenzeichen ins Gesicht geschlagen. Dies alles aber wurde verdrängt von dem einen Gedanken, was nun aus seinem Weibe, der Veronika werden sollte.

Jetzt war tatsächlich einer von ihnen beiden zuviel, und fast mußte er dem Zofler Herrmann noch Dank wissen, wenn der ihn fellmal zutot geschlagen hätte. Wie sich nun der heimgekehrte Totgeglaubte und Totgezagte wohl zur Veronika stellen würde, die doch auch sein Weib war? Rechtlich nicht, denn das Gesetz hatte ihn ja tot gesagt. Aber naturrechtlich war sie sein Weib und blieb sie, derweil eine Ehe doch nichts trennt als der Tod. Oder daß auch die Veronika ihn preisgab, und er wiederum sie? Jener hatte sogar das Erstrecht auf sie? Ob er noch der gleiche Dreinschläger war oder gar noch ein schlummerer geworden war im Krieg? Jetzt nahm nur die Veronika ihm Herz und Gedanken ein, die vielleicht schon bedrängte, und er strebte mit eifrigster Fahrt ebenfalls dem Ziele des Heimkehrenden zu.

Vielleicht, daß er zuvorkam und sich noch als Wehr vor sie hinstellen konnte? Vielleicht gar, daß er zuvor kam und sie noch vom Vorvorstehenden unterrichten und sie miteinander beraten konnten, was nun zu geschehen habe?

Er wollte ihr in nichts im Wege stehen. Soviel Klarheit hatte er schon. Wo der mit dem älteren Anrecht zurückkommt muß der zweite, später gekommene, abtreten, das besagte ihm ein inneres Gefühl.

Ob aber die Veronika das gleiche wollte? Ob sie sich im Augenblick der Entscheidung zu seiner Milde hingezogen fühlte oder zu dem Manne, von dem sie zum wenigsten ihr Kind hatte, wenn der Vater des Kindes es auch nicht anerkennen wollte. Wenigstens damals nicht?

„Hi hott! Hi hott!“ trieb er das Ross vorwärts im Trab. Die Entscheidung mußte fallen und ein Ausweichen gab es nicht. Darum „Hi hott! Hi hott!“ dem Bergkühli zu.

Derweil also ihrer zwei dem einen Ziele zustrebten, ging die Veronika vergnügung und genüßig, wie stets, in Emsigkeit ihrem Tagwerk nach, wenn auch nicht mehr in der früheren Munterkeit. Aber die hatte sie ja schon lange nicht mehr. Nicht daß sie eine besondere Wallung in sich verspürte. Mit dem Weib, das ja fast ein Bub schon war, denn es ging doch bereits zur Schule, lag sie eben beim Bieremost und einem Mümpfele¹⁰⁾ Speck und erwartete verabredeter Weise den Fridli, den Mann.

Da vernahm sie Tritte, Männertritte sogar. Aber merkwürdigerweise kein Gefährt, auch kein Wiehern vom Ross, wie es sonst oft der Fall war, zumal wenn es heimzu ging. Auch den üblichen Geißelknall¹¹⁾ beim Einbiegen und beim Anhalten hatte sie überhört. Da mußte sie doch einmal aufstehen und nachsehen und stand so gerade, als die Tür aufging und — es waren Mannestritte gewesen — ein Fremder stand auf der Schwelle.

Weiter kam er nicht. „Veronika“, sagte er dann nach einer Weile des Schweigens, wie es die also Angeprochene bedünkte, ganz merkwürdigerweise und mit einer Stimme, als gekraue er sich's nicht recht, aber auch wieder, als wenn es etwas ganz Natürliches sei.

„Veronika!“
Da wollt' sie eben auch „Herrmann“ sagen, eh' sie nun recht wußte warum, und daß sie's überhaupt sagte, aber da auch schon ward ihr Herrmann zu einem Schrei, einem einzigen, schreckhaften. Und die es also hinausrief, daß das Weib vor Schreck ebenfalls mitschrie, hielt sich am Stuhl, leitete¹²⁾ aber vorbei am Stuhl, neben den Stuhl nab, so in sich zusammen, als wenn man ihren Kleidern alles Rückgrat genommen hätte.

In dem Augenblick trat auch der Fridli ein, und da standen beide Mannen nebeneinander, verstaunt. Die Veronika hatte ihnen die Lösung leicht gemacht, für sich aber bereits überstanden.

In dem Augenblick hatte auch ein Bub seine Mutter zwar verloren, seinen Vater aber, und dazu seinen ureigentlichen, erstmals gewonnen. Das war immerhin ein Tausch, wenngleich der beste Vater immer noch keine Mutter ersetzt.

¹⁰⁾ Mundvoll. ¹¹⁾ Peitschenknall. ¹²⁾ fiel.